

Leseprobe

Anna Maschik

Wenn du es heimlich machen willst, musst du die Schafe töten

Luchterhand Literaturverlag, München 2025
ISBN 978-3-630-87814-0

S. 30-40



LESEPROBE AUS

WENN DU ES HEIMLICH MACHEN WILLST, MUSST DU
DIE SCHAFE TÖTEN

VON ANNA MASCHIK

Georg hat bereits unzählige Schafe, Schweine und Kühe zur Welt gebracht und erst vor Kurzem ein Pferd. Es sollte ähnlich sein, denkt er, aber das ist es nicht. Wieder und wieder schickt die Hebamme ihn los, um warmes Wasser zu holen, das dann eimerweise neben dem Bett stehen bleibt und unbeachtet auskühlt. Er wird den Verdacht nicht los, dass Anna ihn nur um Wasser schickt, weil sie ihn aus dem Weg haben will, und das ist ihm gerade recht. Also lässt Georg sich Zeit und sieht, während das Wasser im Kessel zu kochen beginnt, im Stall nach dem Rechten, wo die Schafe ihn lange anblicken. Als Henrikes Schreie endlich verklingen, ist es schlagartig still. Anna klopft dem Neugeborenen auf den Rücken, doch es löst sich kein Laut aus seiner Kehle.

Das Haus der Leichenfrau steht am Westerstieg mit Blick auf den Bach, umrandet von Zitronenbäumen, die trotz der kalten Winter und milden Sommer das ganze Jahr über leuchtende Früchte tragen. Nora ist im Dorf für den Tod zuständig. Wenn die Menschen ihr auf der Straße begegnen, nicken sie höflich und hoffen, dass sie heute an keine vertraute Tür klopft, und wenn sie kurz nach der Hebamme ein Haus betritt, herrscht im Ort eine eigenartige Stille. So auch an diesem Tag, als Anna und Nora links und rechts von Henrikes Bett stehen, die den neugeborenen Sohn an die Brust drückt. Anna in der hellen blauen Schürze, aus deren Taschen blutige Tücher ragen, Nora im weiten dunklen Gewand, das schläfrig nach Lavendel duftet. Nora wirft einen Blick auf Annas Instrumente auf dem Tisch und denkt, dass der Weg ins Leben so viel schwieriger ist als der Weg hinaus. In ihrer Tasche trägt sie nur Tücher und Seifen, etwas Puder, Nähzeug und die Sterbeurkunden. Als sie jedoch sieht, dass sich die Brust des Kindes gleichmäßig hebt und senkt, weiß sie, dass sie hier noch nicht gebraucht wird. Seite an Seite verlassen die beiden Frauen das Haus und lassen eine erschöpfte Henrike, einen verwirrten Georg und einen friedlich schlafenden Säugling zurück.

Es spricht sich schnell herum, dass Henrike ein verwünschtes Kind geboren hat, das nicht erwachen will. Es vergehen Stunden, dann Tage, Wochen und schließlich Jahre, ohne dass der Junge, den sie Benedikt nennen, die Augen öffnet.

Mehrmals täglich kommt Henrike von der Arbeit ins Haus und lauscht dem gleichmäßigen Atem des Kindes. Das stetige Ein und Aus ist ihr über die Jahre zu einer heimlichen Sprache geworden. Sie hat begonnen, das Morsealphabet der Atmung zu entschlüsseln, das aus nur zwei Zeichen besteht: dem Heben und Senken von Benedikts Brust, eine Abfolge von Signalen immer gleicher Länge, in der sie versteckte Botschaften zu finden versucht. Irgendwann jedoch packt sie die fürchterliche Gewissheit, dass ihr Sohn jeden Augenblick aufhören könnte zu atmen, wenn sie ihm noch länger lauscht. Dann verlässt sie das Zimmer und schließt die Tür so leise hinter sich, wie man es tut, wenn man ein soeben eingeschlafenes Kind nicht wecken will.

Abends setzt sie sich an die Kante seines Bettes, streichelt ihm über das Haar und singt ein leises Schlaflied, und am Morgen beugt sie sich über ihn, um ihn wachzuküssen. Benedikts Augen jedoch bleiben fest verschlossen, und falls er träumt, so zeigt sein Gesicht keine Regung.

Er erinnert Henrike an ihren jüngsten Bruder, der gerade vier Jahre alt war, als die Mutter starb. Sie hatte sich nicht gut genug um ihn kümmern können, obwohl es ihre Pflicht gewesen wäre, als ältere Schwester und einzige Mutter, die er je wirklich kannte.

Als der Pfarrer auf den Hof kommt und ihr rät, Benedikt segnen zu lassen und den Herrn zu bitten, die Seele aus dem Körper zu erlösen, tritt Henrike noch am selben Tag aus der Pfarrgemeinde aus. Der Pfarrer, ein junger und überzeugter Mann, steht auch am

nächsten Tag an ihrer Tür, sagt, die Seele kann nicht in Frieden gehen, wenn die Mutter sich so sehr an sie klammert. Henrike jagt ihn fort und denkt, gut, sie soll auch nicht gehen, ich werde sie hier halten mit aller Kraft.

Die Hingabe, mit der Henrike sich dem schlafenden Kind widmet, ist Georg nicht geheuer. Sie scheint in diesen Jahren etwas von ihrer Härte zu verlieren, ist traumwandlerisch, nicht in der Welt verankert. Beinahe scheint es ihm, als wäre sie es, die nicht aus ihrem Schlaf erwacht. Wenn er sie anspricht, reagiert sie lange nicht, schrickt dann wie aus tiefen Wassern auf, der Blick sucht Halt im Raum.

Als Georg einmal zu ihr sagt, es ist vielleicht wahr, was alle sagen, es ist vielleicht unwahrscheinlich, dass das Kind noch erwacht, spricht sie bis zum Herbst kein Wort mit ihm. So vergehen die Jahre, Benedikt schläft und wächst und sieht gesund aus, wie ein ganz gewöhnliches Kind, das soeben erst vom Spielen nach drinnen gekommen ist und sich für den Mittagsschlaf hingelegt hat, friedlich und unversehrt.

Was Henrike an Benedikts Bettchen singt:

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod,
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du lieber treuer frommer Gott!

Oder:

Still, still, still, weil's Kindlein schlafen will!
Tu uns des Himmels Reich aufschließen,
Wenn wir einmal sterben müssen.
Still, still, still, weil's Kindlein schlafen will.

Oder:

Guten Abend, gut' Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Näglein besteckt,
Schlupf' unter die Deck',
Morgen früh, wenn Gott will,
Wirst du wieder geweckt.

Was Henrike heimlich an Benedikts Bettchen singt:

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Als ich das erste Mal ein Schlaflied vorgesungen bekomme, bin ich acht Jahre alt. Ich übernachte bei einer Freundin, und ihre Mutter singt für die kleine Schwester, die im selben Zimmer schläft. Sie singt Guten Abend, gut' Nacht. Sie singt, Morgen früh, wenn Gott will, wirst du wieder geweckt. Sie geht aus dem Zimmer. Ich liege mit weit geöffneten Augen wach und denke, was, wenn er nun morgen nicht will.

Henrikes zweites Kind wird mit roten Backen und geballten Fäusten geboren. Als Anna mit ihrer schwarzen Tasche an der Tür steht, ist es schon auf der Welt, ein Mädchen, das sie Hilde nennen. Henrike betrachtet das runde Gesicht mit den strahlend blauen Augen und spürt eine Wut in sich aufsteigen, die Augenfarbe dieses Kindes vor jener ihres Sohnes zu kennen. Sie denkt, schade, dass es ein Mädchen ist, sie wird es schwerer haben als ein Junge, wird gebären und nähren müssen und viel erdulden auf der Welt, aber darauf werde ich sie vorbereiten. Sie trägt das Neugeborene an Benedikts Bett und sagt, sieh nur, das ist dein Bruder, pass gut auf ihn auf und Sorge dich stets um ihn, denn er ist etwas Besonderes.

Georg hofft, dass dieses zweite, gesunde Kind Henrike aus ihrem schlafwandelnden Zustand erwecken wird. Er denkt, gut, dass es ein Mädchen ist, sie wird es leichter haben als ein Junge, wird auf dem Hof nicht die schwersten Arbeiten verrichten und nicht in den Krieg ziehen müssen, falls es noch einmal dazu kommt. Frauen, hat er gehört, gehen in den Städten jetzt in die Universitäten, und er sieht seiner Tochter an, dass sie klug und wissbegierig ist, schon als sie noch ganz klein ist und auf seinen Schultern sitzt, die Augen immer gen Horizont gerichtet. Er verspricht ihr, ich werde dich nicht aufhalten, du wirst nicht in der engen Welt des Dorfes bleiben müssen wie dein Bruder, du nicht.

Die Haut der Grossmutter Hilde ist Klarsichtfolie, über eine Hühnerbrust gespannt. Ich denke, dass sie sehr leicht reißen kann. Die Großmutter weint jedes Jahr zu Weihnachten. Später weint sie immer, wenn wir uns verabschieden.

Das Haus der Großmutter hat einen Namen anstelle einer Adresse. Es ist flach und lang, mit kleinen Fenstern und dicken Wänden. Im Inneren ist es auch im Sommer dunkel und kühl, wenn man aus dem sonnigen Garten nach drinnen kommt, hat man einige Sekunden lang tanzende Punkte vor den Augen. Die Großmutter sitzt in einem Schaukelstuhl mitten im Wohnzimmer. Sie mag es, alles im Blick zu haben. So weiß sie immer, wenn jemand beim Tischdecken etwas vergisst oder die Fensterläden nicht richtig verriegelt. Ihr gegenüber ist der Fernseher, auf dem nachmittags ihre Sendung läuft. Wir sagen immer nur »ihre Sendung«. Die Großmutter hört es, wenn jemand die Kühlschranktür in der Küche nicht richtig schließt, aber ihrer Sendung kann sie nur bei voller Lautstärke folgen.

Neben dem Fernseher hängen gerahmte Fotos in ordentlichen Reihen. Die neueren Bilder hat die Mutter ausgesucht, eines von jedem Familienmitglied. Diejenigen, die die Großmutter sich gewünscht hat, sind alle von früher: der Hof der Urgroßeltern mit dem Dach, das dem Haus die Augen zuhält, der Großonkel auf dem ersten Traktor des Dorfes, die Großmutter als junge Frau hinter einem eleganten Kinderwagen, die Nordsee. Zu jedem Bild erzählt sie eine Geschichte, meistens gleich zwei- oder dreimal

hintereinander. Wenn es mir zu langweilig wird, frage ich sie nach einem anderen. Es ist ein Spiel, das mir gut gefällt: Jedes Bild ist ein Türchen, das ich öffnen kann, um zu sehen, was dahinter ist.

Ich bin oft wochenlang allein bei der Großmutter. Sie geht auf zwei Krücken, und wenn man ihr zu nahe kommt, muss man irgendetwas tragen. Im Sommer sitzt sie morgens auf einem Stuhl vor dem Haus und schält Kartoffeln oder Karotten, und ich schiebe ihr den Eimer so zwischen die Füße, dass die Schalen, die sie in endlosen Spiralen vom Gemüse trennt, genau hineinfallen. Ich muss den Tisch decken und abräumen. Ich muss alles aufheben, was runterfällt. Wenn die Waschmaschine wäscht, muss ich mich daraufsetzen, damit sie nicht wandert und die Badezimmertür von innen versperrt.

Was die Grossmutter kocht:

Huhn mit Kartoffeln

Krapfen mit Vanillesoße

Schweinswürstel mit Sauerkraut

Sauerkraut mit Speck

Rindsuppe

[...]

Hilde ist ein aufgewecktes Kind und ständig hungrig. Nach Benedikts Geburt wusste Henrike nicht, wohin mit all der Milch, nun muss sie fürchten, nicht genug zu haben für das gierige Kind, das an ihr hängt wie eine Zecke an ihrem Opfer. Hilde ist kaum je krank, nur einmal Bauchschmerzen und hin und wieder Fieber, das schnell wieder vergeht. Sie ist kräftig und stets groß für ihr Alter. Der Mutter geht sie schon früh beim Blutrühren zur Hand, beim ersten Mal ist sie noch so klein, dass Henrike ihr einen Schemel bringen muss, damit sie mit den kurzen Armen in den Topf gelangt. Mit dem Vater treibt sie jeden Morgen die Rinder auf die Weide und nachmittags zurück in den Stall. Sie mag die großen Tiere mit den sanften Augen und streicht ihnen beim Vorbeigehen über das warme Fell. Manchmal setzt Georg sie auf den Rücken einer Kuh, wo sie vor Vergnügen quiekend die Arme in die Höhe reißt. Wenn Georg das Heu einbringt, sitzt Hilde ganz oben auf dem Wagen, und wenn er sie am Wochenende mit zum Markt in die Stadt nimmt, geht Hilde mit weit aufgerissenen Augen von Stand zu Stand.

Hilde beginnt schnell zu sprechen und plaudert bald unentwegt. Sie erfindet fantastische Geschichten über Häuser, die sich nachts auf langen Spinnenbeinen davonstehlen, und Wölfe, die mit dem Gewehr auf die Jagd gehen. Georg hört ihr gerne zu und nennt sie liebevoll »das Tagblatt«. Henrike nennt sie eine Lügnerin und verpasst ihr ein paar Hiebe mit dem Kochlöffel, der noch heiß ist vom Umrühren der Suppe.

Es stört Henrike, dass Georg darauf besteht, Hilde keinen Schulunterricht versäumen zu lassen, selbst während der Aussaat oder der Ernte. Eine Frau soll Lesen und Schreiben und Rechnen lernen, um sich in der Welt zurechtzufinden, mehr aber auch nicht. Bald kommt das Kind mit dicken Büchern nach Hause, die es wer weiß woher hat, und abends sitzen Georg und Hilde lange am Küchentisch und reden über Dinge, die Henrike fremd und unwichtig erscheinen. Sie klirrt laut mit dem Geschirr und geht unbemerkt zu Bett.

Die Schule ist am Osterstieg, nahe des Hauptplatzes. Sie besteht aus einem einzigen großen Raum, in dem die Kinder jeden Alters zusammensitzen, und hat ein Dach aus grauen Ziegeln, hohe Fenster und eine große überdachte Veranda, wo der Unterricht an sommerlichen Tagen im Freien stattfindet. Dann schiebt der Lehrer die schwere Tafel nach draußen und kratzt dabei jedes Mal eine Schramme in den Türrahmen, sodass Hilde die warmen Tage zählen kann, wenn sie mit dem Finger darüberfährt. Der Boden im Inneren ist mit weißem Sand bestreut. Man kann die täglichen Wege der Kinder erkennen, wenn man den hellen Spuren des Sandes folgt, den sie an den Schuhen mit sich tragen. Wenn Georg sichergehen will, dass Hilde nicht heimlich die Schule geschwänzt hat, blickt er ihr beim Nachhausekommen unter die Sohlen.

An manchen Tagen biegt Hilde morgens auf dem Schulweg nach der Brücke nicht auf den Osterstieg, sondern auf einen schmalen Feldweg ab. Sie lässt die Schultasche hinter der Scheune beim Sörensen-Hof zurück und geht quer über die Felder außer Sichtweite des Dorfes. Dann streift sie stundenlang unbeobachtet durch die weiten grünen Ebenen. Sie geht in Schleifen und Umwegen, vorbei an Wäldchen, Weiden und Bächen, bis sie die Orientierung verliert. Irgendwann jedoch steht sie jedes Mal an der Küste, hält das Gesicht in den Wind und blickt ganz still in die Ferne. Die Landschaft ist ein großer schlafender Körper, an den sie sich mit Blicken schmiegen kann, und das Meer ist seine Atmung.

[...]

Hilde versteht nicht, warum der Bruder nicht aufwacht. Wenn sie den Vater danach fragt, wird er traurig und still. Wenn sie die Mutter danach fragt, schickt sie Hilde in die Scheune, irgendetwas holen. Manchmal wird Hilde zornig über diesen Schlaf, über die Lieder, über die geflüsterten Gespräche der Eltern im abgedunkelten Zimmer, über die Nachbarinnen, die Körbe voller Gebäck und Marmelade bringen, von denen Hilde nicht naschen darf. Dann schleicht sie nachts an Benedikts Bett, das nur wenige Schritte von ihrem steht, und zieht ihn an den Haaren oder piekst ihm mit dem Finger in die Wangen und in den Bauch.

Was Henrike an Benedikts Bettchen singt:

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Dat du min Leevsten büst, dat du woll weeßt.

Was Henrike an Hildes Bettchen singt:

Zu Mittag schläft die Grossmutter jeden Tag genau eine Stunde lang. Ich sitze vor ihrem Bett auf dem Boden und starre sie an, bis sie aufwacht. Ich fürchte mich zu Tode, und ihr Schnarchen ist das Geräusch dazu.

Schlafende sind mir nicht geheuer. Sie sind freiwillige Tote, die mich allein hier zurückgelassen haben. Wohin sie sind, kann ich nicht folgen, und das verzeihe ich ihnen nicht. Ihr Atem ist das Schlimmste. Er klingt nicht wie der Atem der Wachen, ist ein fremdes Geräusch, das lauter wird in der Dunkelheit, wie das Ticken der Uhr, das ohrenbetäubend ist, auch wenn die Uhr im anderen Zimmer hängt, auch wenn man sie tagsüber nie hört oder nur ganz leise.

Als Benedikt die Augen aufschlägt, ist um ihn ein dämmriges Zimmer. Er richtet sich auf und bewegt die Arme, die Beine, dreht den Kopf vorsichtig nach links und rechts. Sein Körper ist ihm fremd, als hätte er ihn lange nicht benutzt. Er sieht sich um, da ist ein Stuhl vor einem Fenster mit geschlossenen Läden, durch die eine blasse Sonne die staubigen Finger streckt. In einem Schrank, dessen Tür einen Spaltbreit offen steht, hängen Kleider wie für ein junges Mädchen. Am Fußende seines Bettes steht ein zweites, in dem das Bettzeug unordentlich zurückgeworfen ist. Alles kommt ihm bekannt vor, aber nicht vertraut, wie ein Ort, den man im Traum besucht.

Vorsichtig steht er auf und geht zur Tür. In der Küche ist es warm, im Ofen brennt ein Feuer, und eine Frau steht, den Rücken ihm zugekehrt, am Herd. Unter dem eng geschnürten Kopftuch ragen ein paar Strähnen ergrauenden Haares hervor. Benedikt weiß, dass seine Mutter schon lange auf ihn gewartet hat.

Henrike erkennt ihren Sohn sofort. Obwohl er im Liegen so viel kleiner aussah, besteht kein Zweifel. Er hat dunkle Augen wie sie, nicht die hellen Augen von Georg und Hilde. Sie fällt ihm um den Hals und sagt, endlich bist du wach, und im Inneren denkt sie, endlich hat nicht nur Georg sein Kind, endlich habe auch ich das meine.

Als Henrike mit dem Fremden in die Scheune kommt und ihn seinen Sohn nennt, weiß Georg nicht, was er zu ihm sagen soll. Es ist nicht natürlich, dass jemand plötzlich als junger Mann erwacht und sprechen und denken kann, als hätte er es irgendwo gelernt. Henrike behandelt ihn wie einen Heimgekehrten, es ist eine unbekannte Weichheit an ihr. An diesem Tag ist nicht nur Benedikt erwacht, sondern Henrike mit ihm. Georg verzeiht ihr nicht, dass sie nicht auch für Hilde erwachen konnte.

Am Abend wird Henrike unruhig. Was, wenn Benedikt sich zum Schlafen niederlegt und nicht mehr erwacht, für weitere fünfzehn Jahre oder für immer? Sie ist erleichtert, als er verkündet, er sei nicht müde und brauche nicht zu schlafen, er habe wohl genug geschlafen für ein ganzes Leben. Sie erfährt nicht, was er stattdessen in dieser Nacht tut, oder in allen folgenden Nächten, und fragt ihn nie danach.

Es ist Georg unheimlich, dass Benedikt nachts nicht schläft. Er fragt sich, was der Junge tut in den dunklen Stunden, wenn alle die Augen geschlossen haben. Jeden Morgen tritt Georg an das Bett seines Sohnes und findet es unberührt vor. Er platziert ein Haar auf dem Kopfkissen, um sicherzugehen, dass er nicht doch darin liegt, frühmorgens aufsteht und das Bett sehr ordentlich macht. Das Haar bleibt genau da, wo Georg es hingelegt hat.

Wenn ich nachts wach liege im Dunkeln, denke ich an den Großonkel und stelle mir vor, was er wohl in seinen schlaflosen Nächten tut. Liegt er im Bett, die Hände auf der Brust gefaltet, den Blick starr an die Decke gerichtet wie ein Leichnam, und wartet auf den Morgen, oder streicht er leise pfeifend über die Felder, am Wegkreuz vorbei und am Hochstand? Hockt er im Garten zwischen den Karotten, dem Kohl und den Rüben, oder zählt er die Schafe im Stall? Sitzt er bei Kerzenschein über einem Buch, oder schreitet er von Bett zu Bett und blickt den Schlafenden in die Gesichter wie sie einst in das seine?

Es stört Benedikt nicht, dass er die Kindheit verschlafen hat, sie scheint ihm eine überflüssige und lächerliche Zeit zu sein. Kinder sind kleine Menschen, hilflos und zugleich arrogant. Was sie in der Schule lernen, bringt die Schwester ihm abends am Küchentisch geduldig bei. Sie ist klug und stark wie die Mutter, die einer Säule gleicht. Der Vater hingegen ist durchscheinend. Es entgeht Benedikt nicht, dass Georg ihm heimlich ein Haar auf das Kopfkissen legt. Er schmunzelt und lässt es liegen, wie es ist.

Wenn der Vater mit ihm auf die Felder geht, bilden sich Grüppchen entlang ihres Weges, die dem schlafenden Jungen nachblicken, neugierige Kinder und deren Mütter, die sie fest an ihre Röcke gedrückt halten.

Georg bringt Benedikt bei, was er über die Feldarbeit wissen muss. Gemeinsam spannen sie den Scharpflug zwischen zwei Pferde und ritzen dem Boden nachdenkliche Furchen in die Stirn, um die vom Regenwasser fruchtbar gemachte Erde an die Oberfläche zu bringen. Als alle Felder gepflügt sind, ziehen sie mit der Egge erneut ihre Runden, diesmal, um die auf gebrochenen Ackerschollen einzuebnen. Georg führt die Pferde in Serpentinien über das Feld, während Benedikt die hölzernen Zacken der Egge in den Boden drückt. Dreimal im Jahr wiederholen sie diese Arbeit, im Frühjahr vor der Saat, danach, um das Saatgut mit Erde zu bedecken, und ein letztes Mal im Herbst, nachdem das Vieh die Stoppelfelder abgeweidet hat. Sie säen Roggen und Gerste, die im kühlen Norden gut gedeihen. Benedikt tut, wie es der Vater ihm vormacht, und

streut sieben Körner auf einen Fuß Ackerfläche. Die Saat muss im immer gleichen Abstand auf die Erde fallen, nicht zu nah und nicht zu weit. Wenn er hungrig wird, setzt er sich in den Schatten am Feldrand und isst, was Henrike ihm eingepackt hat. Während die Nachbarn und Tagelöhner oft nur trockenes Brot dabeihaben, gibt es für Benedikt stets einen Käse, eine Räucherwurst und einen Apfel. Dazu Most im tönernen Krug, der durch die Verdunstung bis zum Nachmittag kühl bleibt.

Als das Getreide im Spätsommer reif für die Ernte ist, zeigt Georg ihm, wie es mit der Sense geschnitten wird. Sie ist mit einem Stoffflügel bespannt, in dem die Halme sanft landen und so kaum Körner aus den Ähren verlieren. Das Getreide breiten sie in der Sonne zum Trocknen aus und binden es mit selbst gedrehten Strohseilen zu Garben. Auch Henrike und Hilde helfen beim Garbenbinden und die Klausens vom Nachbarhof, denn es ist eine lange und mühselige Arbeit. Mit dem Wagen fährt Benedikt die Garben in die Scheune, wo sie im Obergeschoss gelagert und im Winter abgedroschen werden.

[...]

Als Wolfgang am Morgen in die Schule geht, ist er ein Einzelkind, als er nach Hause kommt, ist da ein fremder Junge.

Auf dem Heimweg hat Wolfgang es eilig, er hat Hunger und will so schnell wie möglich zu den Freunden auf den Stadtplatz. Im Hauseingang wirft er sein Fahrrad mit Schwung gegen die Wand, wo es scheppernd zu Boden fällt. Wolfgang ist die Treppe in den ersten Stock schon zur Hälfte hochgelaufen, als er einen quengelnden Schrei und Stimmen aus der Werkstatt hört. Er lauscht einen Moment lang, dann läuft er wieder nach unten. In der Werkstatt sind die Mutter, die Großmutter, eine Frau mit hellblauer Schürze und das hässliche Ding. Sieh nur Wolfi, dein Bruder, sagt die Großmutter. Die Mutter schaut nicht auf, sie ist ganz versunken in den Anblick des Dinges. Es ist ein Bild, das sich tief in Wolfgang einprägt: Die Mutter liegt ausgestreckt auf der Werkbank, zwischen Sägespänen und Werkzeug. Eine schwarze Tasche steht am Fußende der Bank, ein Kissen ist ihr unordentlich unter den Kopf geschoben und ein Leintuch über Bauch und Beine gebreitet. Er sieht die Klemmen, die an die Kanten der Werkbank geschraubt sind, und denkt, damit wurden die Arme und Beine der Mutter fixiert, sodass sie sich nicht wehren konnte. Er sieht die Säge, die über ihr an der Wand hängt, und denkt, damit hat man die Mutter in der Mitte zerteilt, wie die Frau in der Zaubervorstellung, die er letztes Jahr auf dem Jahrmarkt gesehen hat. Man hat sie auseinandergesägt wie einen Baumstamm und eine Scheibe aus ihrer Mitte geschnitten. Mit Hobel und Schleifpapier hat man dann dieses Ding geformt, das einem Kind ähneln soll. Wolfgang weiß,

dass die Väter die Kinder in die Mütter hineinmachen, er ist schließlich nicht dumm. Sein Freund Emil hat letzten Monat eine Schwester bekommen und ihm alles erzählt. Was er aber bisher nicht wusste, ist, wie die Kinder wieder aus der Mutter herauskommen. Es ist entsetzlich. Wolfgang beschließt, dem Vater das nie zu verzeihen. Und der Mutter auch nicht, schließlich hat sie den Vater ins Haus geholt.

Komm, versucht es die Großmutter noch einmal, willst du deinen Bruder nicht aus der Nähe ansehen, sein Name ist David, du kannst ihn auch halten. Bei diesen Worten blickt die Mutter entsetzt auf und drückt das Ding noch enger an ihre Brust. Wolfgang denkt, es ist wie damals, als der Vater auf den Hof im Norden kam und die Mutter plötzlich anders wurde. Das ist nicht mein Bruder, sagt er. Das ist nur ein Stück Holz.

Wolfgang betrachtet die Puppe, die sich die Mutter auf den Rücken gebunden hat. Sie sieht jetzt feiner gearbeitet aus als noch auf der Werkbank, als hätte die Mutter heimlich weiter daran geschliffen und gefeilt. Sie ist aus einem glatten, hellen Holz geschnitzt, das schöner ist als alle Möbel in der Wohnung. Sie hat aufgeblähte Bäckchen und einen gespitzten Mund mit schrumpeligen, rosafarbenen Lippen, der ihn anwidert, weil er immerzu saugt und schreit. Die Puppe kann die Augen mit einem klimpernden Geräusch auf- und zuklappen, dafür gibt es einen Hebel an ihrem Nacken. Man kann den Kopf einige Zentimeter nach links oder rechts drehen, die Beine kann man an Hüften und Knien bewegen, die Arme an Schultern und Ellbogen. Die kleinen Hände sind fest zu Fäusten geballt. Am besten sind der Mutter die Haare gelungen, sie scheinen Menschenhaare zu sein, dunkelbraun und sehr weich. Mit Schrecken denkt Wolfgang an das echte Kind irgendwo, dem der Flaum vom Kopf gerissen worden ist, um ihn dem Ding, das sein Bruder sein soll, aufzusetzen.

Die Mutter hat die Puppe in einen dunkelblauen Matrosenanzug gesteckt, mit gebügelttem weißem Kragen und Matrosenmützchen. Manchmal zieht sie ihm auch eine Latzhose mit blauen und roten Streifen an. Sogar winzige Schuhe hat er an den Füßen mit Schnürsenkeln, die die Mutter ihm bindet, als wäre es ein Gebet. Die Erwachsenen sagen immer, wie adrett, ordentlich und hübsch er sei. Wolfgang denkt, wenn er solche Schuhe hätte, wäre er bestimmt auch hübsch und ordentlich, würde nicht immer mit aufgeschundenen Knien und klebrigen Fingern umherlaufen. Wenn

er so einen Matrosenanzug hätte, anstatt der immer gleichen Lederhose, die schon ganz steif ist und viel zu groß, wäre es leicht, das perfekte Kind zu sein.

.....

Manchmal, wenn Konrad sich plötzlich zu Wolfgang umdreht, sieht dieser ihn mit so kaltem Blick an, dass er Angst bekommt vor dem Kind. Es beunruhigt ihn, nicht zu wissen, was in den ersten Jahren mit ihm gemacht wurde, was ihm erzählt wurde über den Vater. Als David geboren wird, ist er erleichtert, einen Sohn zu haben, den er von Anfang an kennenlernt, der ihn ansehen wird wie einen geliebten Vater, nicht wie einen Eindringling. Er denkt, das wird mein Sohn, ihm werde ich alles beibringen, was ich weiß, er wird mir nicht fremd sein, er nicht.

.....